

Nuruddin  
Roman  
Farah  
Suhkamp  
Gekapert

*Jebleeh, der seit Jahren in Amerika im Exil lebt, kehrt für einen Besuch in seine Heimatstadt Mogadischu zurück, begleitet von seinem Schwiegersohn Malik, einem Journalisten, der über die Unruhen und den zunehmenden Islamismus in der Region schreiben will. Im Jahr 2006 ist Mogadischu vom Bürgerkrieg gezeichnet, die Stimmung beklemmend. Das Chaos einer von Warlords besetzten Stadt, das Jebleeh von seinem letzten Besuch erinnert, ist nun einer unheimlichen Ruhe gewichen, die von den allgegenwärtigen peitschentragenden Männern in weißen Mänteln – den Schergen der islamistischen Organisation Al-Shabaab – noch verstärkt wird. Unterdessen landet Maliks Bruder Ahl auf der Suche nach seinem verschwundenen Sohn in Puntland, einer Region, die allgemein als Unterschlupf der Piraten bekannt ist. Und während die Somalier sich gegen die äthiopische Invasion wappnen, Piraten die Seewege verunsichern, werden die Brüder immer tiefer in die Wirren des Bürgerkriegs hineingezogen.*

*Nuruddin Farah wurde 1945 in Baidoa, Somalia, geboren. Er studierte Philosophie und Literaturwissenschaft in Indien sowie Theaterwissenschaft in London und Essex. 1974 musste er Somalia verlassen, wo er aus politischen Gründen in Abwesenheit zum Tode verurteilt wurde, und lebte viele Jahre im Exil. Erst 1996 konnte er sein Heimatland wieder besuchen. Farah ist Autor zahlreicher Romane und Theaterstücke, die weltweit in siebzehn Sprachen übersetzt und mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurden. Er lebt heute mit seiner Familie in Kapstadt.*

*Zuletzt erschienen:*

*Links. Roman, 2005*

*Netze. Roman, 2009*

*Nuruddin Farah*

*Gekapert*

*Roman*

*Aus dem Englischen  
von Susann Urban*

*Suhrkamp*

*Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel Crossbones bei Riverhead Books*

*Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde vom deutschen Übersetzerfonds e.V. gefördert.*

*eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2013*

*© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013*

*Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.*

*Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.*

*Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner*

*Satz: Memminger MedienCentrum AG*

*eISBN 978-3-518-73053-9*

*[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)*

*Aus einem Wagen, der soeben angehalten hat, steigt ein Bursche unbestimmten Alters mit New-York-Yankees-Baseballkappe und Ray-Ban-Sonnenbrille, bedächtig wie eine Spinne, die eine Mauerritze hochkriecht. Ohne Hilfe der beiden vorn im Auto sitzenden Männer holt er aus dem Kofferraum eine Reisetasche. Es sind altgediente Soldaten, und obwohl sie kein Wort darüber verloren haben, weiß er, daß sie nicht viel von seinesgleichen halten.*

*Der Bursche wirft sich die Tasche über die Schulter, nickt den beiden Männern im Fahrzeug dankend zu. Sie sehen mit offensichtlicher Verachtung weg, seine Dankbarkeit interessiert sie nicht. Sein Lächeln zeigt jugendlichen Wagemut, verbirgt seine Beklommenheit. Er will nicht versagen, darf nicht versagen. Der enorme Unterschied zwischen einem Märtyrertod und eine Sache in den Sand zu setzen und dabei umzukommen, ist ihm bewußt. Natürlich will er nicht sterben, nicht bevor er seinen Traum verwirklicht hat.*

*Er ist klein, sein Ehrgeiz groß. An seinem ersten Tag in der Al-Schabaab hatte ihn der Ausbilder, der sich über ihn aufgeregt hatte, am Kragen gepackt und auf somalisch angebrüllt: »Waxayahow yar!« – »Du Grünschnabel!« Der Spitzname blieb hängen, und wenn er fällt, fühlt er sich mittlerweile auch angesprochen. Das Auto stößt zurück, er bewegt sich auf der staubigen Straße vorwärts, atmet schwer unter seiner Last.*

*Es ist heiß; kurz vor Mittag kommt ihm eine Frau entgegen, die ein Körperzelt trägt. Er weckt ihr Interesse, ein zierliches, knapp 1,40 Meter großes Kerlchen, das eine Reisetasche schleppt, größer und schwerer als es selbst. Sie beobachtet, wie der Bursche die Tasche auf den Boden stellt und erleichtert aufseufzt. Erst wenn er seine Sonnenbrille abgenommen hat, wird sie es in Betracht ziehen, den Gesichtsschleier zu heben oder Fragen zu beantworten.*

*Sie beschließt, ihm von gleich zu gleich zu begegnen und löst ihren Schleier. Beugt sich hinab und sieht ihm in die Augen, will ihm die Nervosität nehmen. Sie tauschen den üblichen Gruß aus – sie sagt Nabad, das somalische »Friede sei mit dir«, er bevorzugt das arabische Pendant, Salamu alaikum.*

*»Kann ich helfen?« fragt sie. »Sieht so aus, als ob du dich verirrt hast.«*

*Sie möge ihm sagen, in welcher Richtung die Kibla liege, bittet er sie.*

*Sie läßt sich Zeit, überlegt, ob er wohl einer der Handlanger ist, die für die Al-Shabaab die schmutzige Arbeit verrichten. Der arme Kerl muß die Kibla – den arabischen Ausdruck für die Richtung in der Mekka liegt und in die sich ein Muslim beim Gebet wendet – mit Norden verwechseln, denkt sie und fragt sich, ob er ein Mann mit der Stimme eines Jungen oder ein Junge im Körper eines Mannes ist. Sie stehen auf einer der staubigen Straßen East Wardhiigleys, eines heruntergekommenen Viertels Mogadischus, und taxieren einander. Cambara ist auf dem Weg zum Bakaaraha-Markt; sie benötigt noch ein paar Dinge für die Wohnung, die sie für ihre Gäste vorbereitet, Jeebleh und seinen Journalistenschwiegersohn Malik, die morgen eintreffen werden. Während sie Grünschnabel betrachtet, kommt ihr der Gedanke, daß er sich vielleicht als jemand ausgibt, der er gar nicht ist, so wie sie sich, ehe sie das Haus verläßt, das Körperzelt wie eine Verkleidung überstreift. Die Somalierinnen, die zuvor nie Schleier zu tragen pflegten, nahmen nach Ausbruch des Bürgerkrieges 1991 dazu Zuflucht. Damit fühlten sie sich etwas geschützter vor sexuellen Belästigungen durch bewaffnete Jugendliche. Seit aber 2006 die Union islamischer Gerichte die Herrschaft über Mogadischu übernommen hat und ihre Auslegung der Scharia ausweitet, ist die Verschleierung ein Muß geworden. Frauen, die Hosen tragen oder etwas freizügigere Kleider, wie noch vor dem Bürgerkrieg, werden bestraft.*

*Sein Haar ist aschefarben und mit Locken geschlagen, deren kein Kamm Herr wird. Den wenigen Worten, die sie bisher vernommen hat, entnimmt sie, daß er noch nicht im Stimmbruch war. Dennoch ist sein Gesicht von jenen tiefen Furchen durchzogen, die sie mit den Hirten aus der Zentralregion assoziiert, wo die politischen Unruhen der letzten Zeit entstanden sind. Die Al-Schabaab, der Militärflügel der Union der islamischen Gerichte, versuchte, die Einwohner der Stadt bis zur Unterwerfung zu terrorisieren, und es sieht so aus, als wäre sie einigermaßen erfolgreich gewesen. Sie vermutet, daß er einer der Al-Schabaab-Rekruten ist, die den Auftrag haben, eines der Häuser hier in der Nachbarschaft zu »weihen«, genauer gesagt, zu beschlagnahmen, um von dort aus gemeinsam mit seinen Mitstreitern gegnerische Ziele anzugreifen. Cambara zeigt nach Süden, schickt ihn in die falsche Richtung, weit weg vom nordöstlichen Teil der Stadt, in dem sie wohnt.*

*Grünschnabel greift nach seiner Reisetasche und marschiert in die Richtung, die ihm die Frau gewiesen hat. Er verlagert die Last von einer Schulter auf die andere, atmet schwer durch die Nase und legt hin und wieder eine Pause ein. Er gibt sich stärker als er ist, versucht sich in beschwingtem Gang, aber es ist ganz offensichtlich, daß er Theater spielt; er schafft keine zwei Schritte, ohne ins Schwanken zu geraten. Das Gewicht der Tasche belastet ihn so, daß er sich nicht mehr an die Einzelheiten seiner Anweisung erinnern kann. Er kann sich zweifellos glücklich schätzen, daß er für diesen heiklen, geheimnisvollen Auftrag ausgewählt worden ist. Sein erster Einsatz. Er wird alles tun, um die Anführer der Zelle, deren vollwertiges Mitglied er jetzt ist, zu beeindrucken. Bei diesem Gedanken zieht ein Lächeln über sein Gesicht und für kurze Zeit wird sein Gang wieder dynamischer.*

*Schon beim bloßen Gedanken daran, wie er die Reisetasche abgeholt hat, verliert er das Gleichgewicht. Man hatte ihn zu einem bärtigen Mann geschickt, dessen Kampfname Garweyne, Vollbart, lautet. Ihm gehört auf dem Bakaaraha-Markt, einem Zufluchtsort, in dessen labyrinthischen Windungen die Rebellen häufig ihre Angriffe planen, einer der größten Computerläden. Wer sich in diesem riesigen Markt nicht auskennt, den verwirren die vielen Sackgassen, die von Buden und Ständen gesäumt sind, deren Aufbau einen halben Tag dauert, ihr Abbau lediglich ein paar Stunden.*

*In die Reisetasche hat Vollbart Minen, Granaten und andere Sprengkörper gepackt, Kleinwaffen, die, so vermutet Grünschnabel, dazu gedacht sind, im Fall eines äthiopischen Angriffs Löcher in Flugzeugrumpfe zu reißen. Tatsächlich hat Vollbart darüber kaum Worte verloren, und Grünschnabel weiß, daß es ihm nicht zusteht, Fragen zu stellen. Er darf seiner Neugier nicht nachgeben, jegliches Abweichen von seinen Anweisungen zöge eine schwere Strafe nach sich. Soviel ist ihm klar: Er bildet die Vorhut einer Kommandoeinheit, die den Boden vorbereitet, damit die Al-Schabaab sofort auf eine äthiopische Invasion Mogadischus reagieren kann. Normalerweise beschäftigt er sich mit Sprengstoffen, doch heute ist es seine Aufgabe, ein als sicher eingestuftes Haus zu »weihen«.*

*Das Aufgebot, dem Grünschnabel angehört, besteht aus einem ausgewählten Kreis von Kämpfern, die dem Befehl zweier Männer unterstehen. Einer der beiden trägt den Kampfnamen Dableh, Fußknecht. Bei Ausbruch des Bürgerkriegs war er Befehlshaber über das größte*

*Waffenlager des Landes, vom damaligen Diktator Barre höchstpersönlich zum Oberst ernannt. Nach Ausbruch des Bürgerkrieges wechselte der Oberst die Seiten und gewährte dem Warlord StrongmanSouth uneingeschränkten Zugriff auf dieses Lager, versorgte dessen Clanmiliz mit Waffen und ermöglichte es ihr, das Staatsoberhaupt aus der Stadt zu jagen. Dableh hat sowohl den Bürgerkrieg als auch die Schicksalswirren seiner Herren überlebt. Nach StrongmanSouths Tod verlor Fußknecht keine Zeit, wechselte zur Union islamischer Gerichte und trug 2006 zu ihrem endgültigen Sieg über die Warlords bei. Seit ein paar Monaten verwendet er seine militärische Sachkenntnis auf die geplante Invasion Baidoas, dem Sitz der schwachen Übergangsregierung.*

*Der zweite Mann in der Hierarchie trägt den Kampfnamen Al-Xaqq, Die Wahrheit, einen der neunundneunzig Namen Allahs. Als bescheidener Mann gibt Al-Xaqq seinem Namen ein weltlicheres Gewicht und zieht es vor, VerkünderDerWahrheit genannt zu werden. Er ist Sprengstoffexperte und ein hochrangiges Mitglied der Union, ein gelehrter Mann, der über große Erfahrung in Menschenführung verfügt. Er ist stolz auf seine beeindruckende Fähigkeit, potentielle Selbstmordattentäter zu erkennen. Die jungen Männer werden von ihm ausgebildet. Al-Xaqq schläft und ißt gemeinsam mit ihnen – um ihre Hingabe zu testen, unterwirft er sie manchmal harten Strafen oder unangenehmen Prüfungen – und zementiert so die Treue der jungen Männer vor ihrem Einsatz. Manchmal ist er der einzige, der die Einzelheiten eines Einsatzes kennt, stimmt diesen genau auf den von ihm handverlesenen Märtyrer ab. Als Grünschnabel vor ein paar Monaten den Anforderungen eines Selbstmordattentäters nicht gerecht wurde, schlug VerkünderDerWahrheit vor, er solle sich bei den Sprengstoffen einarbeiten, und stellte ihn zu Fußknechts Einheit ab.*

*Grünschnabel kennt den Ablauf: Vollbart wird sowohl an Fußknecht als auch an VerkünderDerWahrheit eine Bestätigungs-SMS geschickt haben, daß Grünschnabel die Reisetasche abgeholt hat. Besondere Ereignisse erfordern besondere Rituale, die häufig wiederholt werden – jedesmal, wenn einer der Rebellen von den Anführern des Aufstands Waffen oder Geld erhält.*

*Vom Herumschleppen der Tasche erschöpft, legt Grünschnabel eine längere Verschnaufpause ein, bezweifelt, daß er sich auf dem richtigen Weg befindet. Laut dem Fahrer hätte das Haus ganz in der Nähe sein müssen.*

*Entweder ist er im Kreis gelaufen oder die Frau im Körperzelt hat ihn irregeführt. Ihm schwant, daß er nicht mehr im Zeitplan liegt, und er beschleunigt seine Schritte, biegt links ab, dann rechts und wieder rechts. Da stößt er auf zwei Männer, die sich unterhalten, und beschließt, daß es sich um die beiden Al-Schabaab-Sympathisanten handeln muß, die ihm weitere Anweisungen erteilen sollen. Anfänglich schenken ihm die Männer keinerlei Aufmerksamkeit, obwohl er dicht neben ihnen steht. Grünschnabel kommt es vor, als wüßten sie nicht so recht, was sie von ihm halten sollen. Dann fällt ihm der vereinbarte Erkennungssatz ein. Wie ein Schauspieler, der seinen einstudierten Text aufsagt, fragt er: »Würden Sie mir bitte sagen, in welcher Richtung Norden liegt?«*

*Daß die beiden Männer nicht genau der Beschreibung seiner Ausbilder entsprechen, beunruhigt Grünschnabel nicht. Der Hunger läßt ihn nachlässig werden, den Details seiner Mission keine Aufmerksamkeit schenken. Der ältere der Männer ist schlank und sehr dunkel, mit klugen Augen, er trägt einen Sarong. Sein Begleiter, jünger und untersetzter, trägt die Tracht der Beduinen.*

*Der Mann in Beduinenkleidung spricht als erster, seine Zähne sind braun verfärbt. Er wendet sich an seinen Begleiter und sagt mit dem typisch überheblichen Tonfall, den Gebildete annehmen, wenn sie mit weniger beschlagenen Menschen sprechen: »Dieser Grünschnabel möchte wissen, in welcher Richtung Norden liegt.«*

*»Wie kommst du darauf, daß er wissen will, in welcher Richtung Norden liegt, wenn er eigentlich wissen will, in welcher Richtung die Kibla liegt?« erwidert der Ältere.*

*Grünschnabel weiß nicht mehr, welchen Fremden er an welcher Straßenecke mit dem Codewort »Kibla« nach dem Weg fragen sollte. Aus dem Tonfall des Älteren schließt er, daß sie sich über ihn lustig machen. Ein längerer Blick auf die beiden bringt ihn noch mehr durcheinander. Der Mann in Beduinenkleidung benimmt sich so eigenartig, als wollte er die Hand ausstrecken und die Reisetasche öffnen. Grünschnabels Unsicherheit verstärkt sich, als der Mann, wie um dem Älteren sein überlegenes Wissen zu beweisen, sagt: »Glaubt der junge Mann etwa, daß die Kibla immer im Norden liegt?«*

*Nun zeigt sich Zweifel in den Augen des Älteren und auch sein Blick richtet sich auf die Tasche. Er weist Grünschnabel an, er solle den Weg, den*

er gekommen sei, zurückgehen, bis er zu einem großen Haus komme, auf dessen grünem Tor in roter Farbe und frisch glänzend »Allahu Akbar« stehe.

»Wie weit ist es zum Haus mit der Inschrift?«

»Bis zur Kreuzung sind es hundertfünfzig Schritte«, antwortet der Ältere. »Dann gehst du nach rechts und nochmal nach rechts. Das ist der Weg nach Norden, Richtung Mekka, die Ausrichtung der Kibla, der richtige Weg. Das grüne Tor und die blutrote Inschrift sind nicht zu übersehen. Das ist das Haus, nach dem du suchst.«

Kaum ist Grünschnabel außer Hörweite, da bricht der Mann in Beduinenkleidung in Hohngelächter aus, amüsiert sich beim Gedanken, daß sie den Burschen zum falschen Haus geschickt haben, das einem Geschäftskonkurrenten des Älteren gehört. Der Hausbesitzer ist außer Landes und hat sein Heim an eine Familie mit fragwürdiger politischer Vergangenheit vermietet, die zu einem Clan gehört, der mit dem des Mannes in Beduinenkleidung verfeindet ist. »Zwei Fliegen mit einer Klappe«, sagt er.

Grünschnabel sucht nach dem Haus mit dem grünen Tor und der Inschrift, schiebt sein löchriges Gedächtnis auf die Tatsache, daß er kein Frühstück gehabt hat; zudem sind für einen Grünschnabel wie ihn die verzwickten politischen Spielchen der Erwachsenen unverständlich. Vermutlich nutzen sie ihn ohnehin nur aus. Alles ist so verworren. Doch dann findet er das Tor mit der Inschrift und vergißt seine Zweifel. Er geht daran vorbei und biegt rechts ab. Wie angewiesen, sucht er den Hintereingang. Der Zaun, über den er hier klettern muß, ist hoch.

Sein Herzschlag beschleunigt sich, er schickt eine kurze SMS an seinen Aufpasser, daß er sich vor dem Hintereingang befindet und bekommt die auffordernde Antwort, er soll sich gleich Zutritt verschaffen. Er öffnet die Reisetasche und nimmt ein leichtes Maschinengewehr und einen Patronengürtel heraus. Er schultert das Gewehr, legt sich den Gürtel um die Taille und wirft die Tasche an einer niedrigen Stelle über den Zaun; wartet dann ein paar Minuten.

Grünschnabel wünscht sich selbst viel Glück, nimmt leichtfüßig wie ein junges Dikdik Anlauf und erklettert den Zaun. Auf der anderen Seite kommt er mit einem leisen Plumps auf und bleibt ein paar Sekunden lang hocken, die Waffe im Anschlag, so wie er es in Filmen gesehen hat.

Vor ihm erstreckt sich ein ungepflegter Garten, die niedrigen Sträucher struppig, die Bäume verkrüppelt und die Hauswand von Kletterpflanzen überwuchert. Schleichend bewegt er sich vorwärts, so geräuschlos wie die Leoparden in den Geschichten, die er gehört hat. Seine Lehrer an der madrasa wären sicher zufrieden mit ihm, überzeugt, daß ihn die kurze Ausbildung in einen Kadetten verwandelt hat, der bereit ist, im Dienste des Aufstands den Märtyrertod zu sterben. Für den Bruchteil einer Sekunde hält er erschrocken inne, als er irgendwo in der Nähe eine Bewegung wahrnimmt. Rasch und entschlossen birgt er die Tasche und steht unerschrocken hinter den niedrigen Sträuchern – es hat eben doch seine Vorteile, klein zu sein, denkt er. Nun liegt ein zweiter, nicht ganz so hoher Zaun vor ihm, den niemand erwähnt hat. Da sieht man mal wieder, sagt er zu sich, daß sogar die Informationssammler der Al-Schabaab Fehler machen. Trotzdem blickt er sich nicht um, dies ist der Weg, den ihm das Schicksal bestimmt hat. Außerdem hat ein Märtyrer keine Angst. Falls nötig, wird er die Waffe benutzen und töten.

Er geht drei Schritte zurück, atmet schnell ein und aus, bis er ein Brennen in der Lunge spürt. Da die Männer den zweiten Zaun nicht erwähnt haben, haben sie vielleicht noch etwas anderes, noch Tückischeres übersehen; er muß auf alles gefaßt sein. Es sei denn, sie hätten den Zaun absichtlich nicht erwähnt, um sein Durchhaltevermögen auf die Probe zu stellen. Sein Aufpasser hat ihm eingepreßt, wie wichtig es ist, die Waffe nur zu benutzen, wenn es unumgänglich ist, und dabei unbedingt den Schalldämpfer zu verwenden.

Nervosität macht sich in ihm breit. Er wirft die Reisetasche über den Zaun. Wartet ein paar Minuten, rennt los, springt darüber und rollt sich bei der Landung wie ein Ball zusammen – das hat er sich von den Videos auf einer Dschihadisten-Website abgeschaut. In einem der Videos ermunterten die Ausbilder die jungen Dschihadisten, die Skalps namhafter Zielobjekte als Trophäe an sich zu nehmen. Grünschnabel ist sich nicht sicher, ob er jemals den Kopf eines Mannes, den er getötet hat, behalten will. Tatsächlich besteht nicht einmal der Hauch einer Chance, daß er dieses Verlangen verspürt, und ohnehin hat er keinen Platz, an dem er einen Kopf verstecken könnte.

Jetzt weicht die Realität zum zweiten Mal von den Informationen ab, die er erhalten hat: Eines der Fenster steht halb offen, aber es scheint nicht zu

einem Badezimmer zu gehören, wie ihm gesagt wurde, sondern zu einer Küche.

Er versteckt sich hinter einem riesigen Baum, dessen Stamm so dick wie der eines Baobabs ist. Er steht reglos da, wie der Teilnehmer eines Gottesdienstes, der darauf wartet, daß der Imam den rituellen Ablauf des Gebets fortsetzt. Wie ein Dschihadist, der einen Angriff auf den Feind anführt, konzentriert er sich auf jede seiner Bewegungen und ist rasch mit zwei Riesenschritten auf der hinteren Veranda.

Er sucht die Umgebung nach Anzeichen ab, ob jemand zu Hause ist: das verräterische Vorhandensein eines Korbstuhls, den jemand nach draußen gebracht hat, um es sich darauf bequem zu machen, eine zusammengerollte Katze, die im Schlaf schnurrt, Kleidungsstücke, die auf der Wäscheleine trocknen.

Er betritt das Haus durch das Küchenfenster, quetscht sich hindurch. Natürlich können einen Instruktionen nicht auf alle Eventualitäten vorbereiten. Es gilt, während des Einsatzes ohne Hilfe Entscheidungen zu treffen. Soweit er beurteilen kann, ist hier drin alles ruhig. Er streicht mit triumphierendem Gefühl ein bißchen durch das Haus, geht dann hinaus, um die Reisetasche zu holen. Er ruft seinen Aufpasser an, teilt ihm mit, daß er im Haus ist und es unbedenklich genutzt werden kann.

Sein Aufpasser verlangt, er solle das Äußere des Hauses beschreiben, das er »geweiht« hat. Er fragt ihn sogar mehrmals, wie er dorthin gekommen ist. Zuerst schiebt Grünschnabel das auf die schlechte Verbindung. Dann bekommt er Zweifel, ob er sich überhaupt auf dem richtigen Anwesen befindet.

Er beendet das Telefonat und fängt an, das Haus gründlich auszukundschaften, was er gleich hätte machen sollen. Er geht die Treppe hinauf und betritt die Zimmer. Die Räume sehen bewohnt aus: offen stehende Schubladen, dreckschwarze Socken, Unterhosen, noch feucht vom Tragen. Ich bin im falschen Haus, denkt er wieder. Aber das kann er nun nicht mehr ändern.

Der Kühlschrank in der Küche brummt. Er öffnet die Tür und sein Blick fällt auf Plastikdosen, die wahrscheinlich die Reste des gestrigen Abendessens enthalten, und er verspürt Hunger und Wut zugleich. Er hat sich schon seit langem nicht mehr den Bauch mit Fleisch vollgeschlagen und

*ist versucht, das Essen, das sehr lecker aussieht, in sich hineinzustopfen. Er wünscht sich, er hätte seinen Aufpasser nicht angerufen.*

*Er hört ein Geräusch auf der vorderen Veranda. Er dreht sich um und sieht durch die offene Tür einen sehr alten Mann, unrasiert, im Morgenmantel und mit Flipflops, auf das Haus zuwanken. Wahrscheinlich wird der Alte ebenso überrascht sein wie er. Doch der Alte scheint Grünschnabel mit einem seiner vielen Enkelkinder zu verwechseln. »Du bist ja früh zurück! Der Wind hat die Tür zugeknallt, und ich kam nicht wieder rein und bin im Vorgarten auf der Bank unterm Baum eingeschlafen.«*

*Jeebleh verläßt taumelnd die Fokker, die gerade aus Nairobi in Mogadischu gelandet ist, und geht die wacklige Treppe hinab, die von einer Schar Jugendlicher, die wie Sträflinge aussehen, an das Flugzeug geschoben worden ist. Staubwolken schlagen ihm entgegen, klebrig vermischt mit Mittagshitze und Luftfeuchtigkeit und kaum aufgefrischt vom Wind, der vom gerade mal einen halben Kilometer entfernten Meer herüberweht. Dazu kommt das lästige Menschengewimmel am Fuß der Treppe, wo sich Gepäckträger zwischen die aussteigenden Passagiere quetschen, um ihre Dienste anzubieten.*

*Zum ersten Mal seit einem Jahrzehnt ist Jeebleh wieder in Mogadischu. Sein Schwiegersohn Malik begleitet ihn, ein freier Journalist aus New York, der über das ihm unbekannte Land seiner Vorfahren schreiben will. Beunruhigt mustert Malik ein Halbdutzend bärtiger Männer in weißen Gewändern und mit Peitschen in den Händen. Im jemenitischen Aden geboren, der Vater Somalier, die Mutter Chinesin aus Malaysia, ist Malik hauptsächlich in Malaysia aufgewachsen, einem Land, in dem es sehr gesittet zugeht. Zwar hat er als Kind Somalisch gelernt, es aber nur selten gehört, deshalb klingt der fremde, harte Tonfall, mit dem diese bärtigen Männer Passagieren und Gepäckträgern gleichermaßen Befehle zubellen, ungewohnt in seinen Ohren. Jeebleh fällt der Spruch seiner Frau über Somalia ein: »Dieses entsetzliche Land mit seinen verfluchten Clans, die sich gegenseitig umbringen und alle anderen um sich herum ebenfalls.« Und doch hatte ausgerechnet Judith, die zu unangebrachten Bemerkungen und peinlichen Fauxpas neigt, vorgeschlagen, Jeebleh solle Malik mitnehmen, und sie hatte ihre Tochter, Amran, zur Zustimmung bewegt.*

*Im Gedränge sind Jeebleh und Malik getrennt worden, die Passagiere schubsen einander, bestrebt, schnell ihr Gepäck zusammenzusammeln oder sich aus der Menge zu befreien. Jeebleh tritt zur Seite und streckt Malik die Hand hin, wie man einem Ertrinkenden die Hand reicht. Malik nickt und lächelt dankbar, macht aber keine Anstalten, sich auf die Hand zuzubewegen, und so bahnt sich Jeebleh langsam einen Weg durch die Menge zu ihm. »Laß uns in Richtung Grenzkontrolle gehen«, ruft er auf englisch und deutet auf die Halle, schlägt dabei jemandem mit der Hand ins*

*Gesicht und entschuldigt sich. Doch der Mann, den er geschlagen hat, scheint sich überhaupt nicht behelligt zu fühlen.*

*Ein Mann, der offensichtlich Befugnisse zu haben scheint, auch wenn er nicht in einer Uniform steckt – er gehört zu jenen, die ein weißes arabisches Gewand und eine violette Kufija à la Arafat, aber keine Peitsche tragen –, hört die beiden Englisch reden und sein Interesse ist geweckt. Mit der Selbstsicherheit der Mächtigen geht er auf die beiden zu und streckt Jeebleh die Hand entgegen. »Ihren Paß, bitte.«*

*Verschwörerisch murmelnd erkundigt sich Malik, wer der Mann denn sei. Statt zu antworten, händigt Jeebleh seinen Paß aus und dreht sich dann zu Malik um, gibt ihm zu verstehen, daß er seinen ebenfalls aushändigen solle. Eingehend betrachtet der Mann die Pässe, einen nach dem anderen. Als er alle Informationen aufgenommen hat, gibt er sie zurück und winkt die beiden Männer höflich zur Grenzkontrolle weiter. Jeeblehs somalischer siebter Sinn warnt ihn vor Schwierigkeiten, wenn er auch noch nicht weiß, worin diese bestehen werden. Er hütet sich, Malik seine Befürchtungen mitzuteilen.*

*Das Flughafengebäude ist auf der zur Start- und Landebahn und zum Meer gewandten Seite offen, die Seite, auf der sich die Ausgänge befinden, ist geschlossen. Erst vor einigen Monaten hat der Flughafen wieder seinen Betrieb aufgenommen, zum ersten Mal seit Beginn des Bürgerkriegs vor sechzehn Jahren. Die Reparaturen in der Halle sind noch nicht vollständig abgeschlossen, ebenso die Arbeiten in den Gängen; kreuz und quer stehen Gerüste herum, behindern die Passagiere. Ein in der Mitte der Halle gespanntes Seil trennt Ankömmlinge und Abreisende. In einer Ecke des Abflugbereichs sind etwa fünfzig billige weiße Plastikstühle zusammengeschoben, mutmaßlich für Passagiere, die darauf warten, ihr Flugzeug zu besteigen. Im Ankunftsbereich formiert sich eine unordentliche Schlange aus drängelnden Passagieren, die schnell die Zollformalitäten hinter sich bringen wollen. Ohne Gepäckbänder oder Gepäckwagen, ohne ausgebildetes Personal für die Grenzkontrolle ist kaum abzuschätzen, wie sich die Dinge entwickeln werden, was diese bärtigen Männer in ihren langen Gewändern tun oder nicht tun werden.*

*Jeebleh und Malik bilden ihre eigene Schlange; offensichtlich sind sie die einzigen Ankömmlinge, die keinen somalischen Paß haben. Auch die Gründe für ihre Reise verbinden sie. Malik, der freie Journalist, möchte über die*

*Stadt schreiben, die sich unter der Herrschaft der Union islamischer Gerichte auf den Krieg vorbereitet. Er hat eine Vereinbarung mit einer amerikanischen Tageszeitung getroffen, die ihn verpflichtet, jeden seiner Artikel zuerst ihr anzubieten. Im Gegenzug hat ihm die Zeitung einen kleinen Vorschuß gewährt, mit dem er das Flugticket nach Somalia bezahlt hat. Er ist sich der Gefahren einer Reise durch dieses Land bewußt, weiß aber auch, daß seine Anwesenheit Jeebleh freut und dessen Frau beruhigt. Jeebleh seinerseits möchte Maliks Vorhaben unterstützen, indem er ihm seinen besten Freund Bile vorstellt. Jeebleh und Bile wuchsen im selben Haushalt auf, teilten sich gewissermaßen die Mütter. Später besuchten sie gemeinsam die Universität von Padua, Bile, um sein Medizinstudium abzuschließen, Jeebleh, um seine Doktorarbeit über Dante zu schreiben. Sie waren als Regimekritiker sogar gemeinsam im Gefängnis, saßen in benachbarten Einzelzellen. Jetzt allerdings leben sie Tausende Meilen voneinander entfernt, und Jeebleh hat gehört, daß es Bile gesundheitlich schlechtgeht. Er kann es kaum erwarten, seinen alten Freund und dessen Gefährtin Cambara wiederzusehen, die darauf bestanden hat, daß er und Malik in Mogadischu ihre Gäste sind. Es gibt auch noch andere Personen, denen er seinen Schwiegersohn vorstellen wird und die ihm helfen können, sich in dieser schwierigen Umgebung zurechtzufinden.*

*Obwohl er Maliks Vorhaben wohlwollend gegenüber steht, zehrt an Jeebleh die Sorge um dessen Wohlergehen; er ist pausenlos bemüht, mögliche Schwierigkeiten vorherzusehen, in der Hoffnung, sie vermeiden zu können. Jeeblehs offensichtliche Besorgnis wiederum führt dazu, daß sich Malik unwohl fühlt. Als Auslandskorrespondent, der im Kongo, in Afghanistan, im Iran und an anderen Brennpunkten der Welt war, ist er überzeugt, daß er keiner Anweisungen bedarf, was man zu tun und zu lassen hat. Und somit sind die beiden bereits eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft in Somalia gehemmt und einsilbig; keiner sagt, was er auf dem Herzen hat.*

*Beim Anblick eines jungen, knapp zwanzigjährigen Mannes fällt Malik sein Neffe Taxliil ein, der vor kurzem mit anderen somalisch-amerikanischen Jugendlichen aus Minnesota verschwunden ist. Sie sind angeblich in Somalia als Freiwillige zur Al-Schabaab gestoßen. Ahl, Maliks älterer Bruder, wird auf der Suche nach seinem Stiefsohn in den nächsten Tagen ebenfalls in Somalia eintreffen. Anders als Jeebleh und Malik wird Ahl in Puntland seine Zelte aufschlagen, jenem autonomen Staat, der in den internationalen*

Medien wegen seiner Piratenverstecke berüchtigt ist. Malik erinnert sich an Jeeblehs Erklärung, im gebeutelten Somalia ließen sich Berichte nicht nachprüfen, man müsse lediglich ein kutiri-kuteen in Umlauf bringen, ein Gerücht, und man könne sicher sein, daß es bald Beine bekomme und während seines Umherstreifens immer neue Hörer finde, von denen jeder sein Teil hinzufügen werde, bis das Gerücht immer schneller werde und die Wahrheit überhole. Offenbar steht Taxliil jetzt kurz davor, als Verbindungsmann zwischen einem der Al-Schabaab-Anführer und den Piraten nach Puntland geschickt zu werden. Malik und Jeebleh haben vor, Ahl auf jede erdenkliche Weise bei der Suche nach Taxliil zu unterstützen. Jeebleh verfügt über weitreichende Kontakte in der Stadt, Malik wird sicherlich Beziehungen zu Journalisten und anderen Personen knüpfen können. Sie sind zuversichtlich, daß sie Taxliil aufstöbern werden.

Der Sand, der jetzt vom Meer hereinweht, brennt auf Maliks Haut, es liegt mehr als ein Hauch Salz in der Luft; unausgesetzt reibt er sich mit dem Handballen die Augen, die bereits gerötet sind. Der ihnen bereits vertraute weißgekleidete Mann mit der violetten Kufija öffnet das Fenster einer der Zollkabinen und stempelt, nachdem sie eine Visumgebühr von zwanzig US-Dollar entrichtet haben, ihre Pässe ab, ohne daß ein einziges Wort fällt. Trotzdem will Jeeblehs siebter somalischer Sinn keine Ruhe geben.

Sie nehmen ihre Koffer. Ein anderer weißgekleideter Mann mit einer einschwänzigen Peitsche in der Hand fragt, ob sie etwas zu verzollen hätten. Jeebleh verneint. »Willkommen in unserem Land«, sagt der Mann und fügt hinzu: »Geht mit Gott.«

Sobald sie das Gebäude verlassen haben, läuft Jeebleh über das Niemandsland des Flughafengeländes, gönnt sich körperlichen und geistigen Freiraum, damit sich seine Nerven beruhigen. Malik schlendert hinter ihm her, läßt sich Zeit. Zweifellos ist heute vieles anders als beim letzten Mal, bei Jeeblehs grauenvoller Ankunft im fünfundzwanzig Kilometer nördlich gelegenen Casillay. Damals bebte er von Kopf bis Fuß, sein Herz schlug ängstlich. In jenen Tagen brachen immer wieder erbitterte bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen den Warlords StrongmanSouth und StrongmanNorth aus. Eine grüne Linie teilte die Stadt in ungleiche Hälften, jeder Warlord kontrollierte seine Hälfte. Noch ehe Jeebleh den Flughafen verlassen hatte, war ein Junge, der noch nicht einmal das Teenageralter

erreicht hatte, getötet worden, als er und seine Mutter ein Flugzeug nach Nairobi besteigen wollten.

Jeebleh weiß, daß die internen Streitigkeiten der Union den Aufbau einer Stadtverwaltung verhindert haben, aber die weißgekleideten Männer mit ihren Reitgeräten und Peitschen repräsentieren immerhin eine Art Ordnung. Diesmal gibt es keine zwielichtigen Männer, die einem auflauern, keine wildgewordenen Jugendlichen, die einen ungeachtet der Konsequenzen als Schießscheibe benutzen. Auch ohne Uniformen oder Abzeichen finden Aktivitäten statt, die für gewöhnlich der Obrigkeit obliegen. Männer stempeln Pässe ab, kontrollieren Papiere, halten die Zuschauer zurück und jene, die zur Begrüßung der Passagiere gekommen sind. Jeebleh und Malik gehen an der lauten, erwartungsvollen Menge vorbei, an wartenden Taxifahrern, an Arbeitslosen, die ihre Dienste als Gepäckträger anbieten, an Bettlern. Erstaunlicherweise wagt keiner aus diesem lärmenden Haufen das Abtrennungsseil zu überwinden, über das ein Mann im langen Gewand mit Peitsche wacht. Dann entdeckt Jeebleh den winkenden Dajaal, und er entspannt sich. Sein Freund ist ein alter Fuchs, der gute und schlechte Zeiten in dieser Stadt überstanden hat. Während seines Besuchs 1996 hat sich Jeebleh mit ihm getroffen, und er weiß, daß er mutig, zuverlässig, akribisch und vor allem pünktlich ist.

Jeebleh umarmt Dajaal herzlich und stellt ihn Malik als den Mann vor, »den man an seiner Seite haben möchte, wenn es brenzlich wird«. Malik präsentiert er als »meinen Schwiegersohn, den Vater meiner einzigen Enkelin«.

Dajaal wird von einem schlaksigen, jungen Mann mit breitem Grinsen und langem Hals begleitet, den er als Gumaad, einen Journalisten, vorstellt. Jeebleh erinnert sich an den Namen und daran, wie Dajaal ihn am Telefon als »einheimisches Gewächs mit Hang zum religiösen Extremismus« beschrieben hat.

Rasch sind sie von einer neugierig glotzenden Menschenmenge umgeben. In Somalia bilden sich schnell Menschenmengen, vielleicht, weil die Menschen in vielerlei Hinsicht hungrig sind, hungrig nach Nachrichten, guten oder schlechten; voller Hoffnung, es könnte etwas für sie abfallen, wenn sie sich nah am Geschehen aufhalten, und seien es auch nur zwei Menschen, die sich unterhalten. Aber ein Fanfarenstoß kann eine solche

Menschenmenge in einen Mob verwandeln. Jeebleh kann sich an einige grausame Zwischenfälle bei seinem letzten Besuch erinnern.

Auf dem Weg zum Auto sagt Dajaal zu Malik: »Gumaad wird dich begleiten, er wird dein Führer und Spürhund sein. Du brauchst weiß Gott jemanden mit Einblick in die hiesige Politik, für Uneingeweihte ist sie das reinste Minenfeld.«

Selbst wenn Dajaal vorab nichts gesagt hätte, wäre Gumaads Akzent für Jeebleh ein todsicherer Hinweis gewesen, daß er aus derselben Region im Landesinnern stammt wie Dajaal, Bile und StrongmanSouth und auch der Mann, der beim inneren Zirkel der Union unter dem Namen DerScheich bekannt ist – der aktuelle Chefideologe und Aufwiegler der Extremisten.

Jeebleh behauptet gern, die gesamte politische Instabilität Somalias der letzten zwanzig Jahre habe ihren Ursprung in dieser Region. Ihre Bevölkerung, streitsüchtig und kampflustig, hat einige der starrsinnigsten Warlords, erfolgreichsten Kopffäger und wohlhabendsten Geschäftsleute Somalias hervorgebracht, jeder auf seine Art darauf erpicht, das Land unregierbar zu machen. Jeebleh nimmt Dajaal beiseite. »Wie gut kennst du Gumaad?«

»Wie gut kann man heutzutage überhaupt jemanden kennen?« entgegnet Dajaal.

»Ob du ihm vertraust, möchte ich wissen.«

»Ich werde ihn am nächsten Balken aufknüpfen, wenn er sich dir oder Malik gegenüber schlecht benimmt.«

Auf die Frage, ob man heutzutage in Somalia einem anderen Menschen vertrauen kann, geht Jeebleh nicht weiter ein. Er weiß, Dajaal meint, was er sagt.

Gumaad, mittlerweile allein mit Malik, läßt jegliche Förmlichkeit fallen. »Sei gewarnt, ich habe feste Ansichten, und die unterscheiden sich sehr wohl von Dajaals Ansichten.«

»Daran ist ja nichts verkehrt«, sagt Malik leichthin.

Sie steigen in die Limousine, Jeebleh sitzt mit Dajaal vorn, Gumaad und Malik nehmen hinten Platz. Dajaal läßt den Motor an, fährt aber nicht los, besteht darauf, daß sich alle anschnallen. Gumaad murren, Anschnallen sei unislamisch, Unfälle passierten und Leute stürben, wenn es Allahs Wille sei. »Wann akzeptierst du endlich, daß nichts ohne Seinen ausdrücklichen Willen geschieht?«

*»In meinem Auto schnallen wir uns an«, sagt Dajaal.*

*Selbst nachdem er den Gurt geschlossen hat und Dajaal angefahren ist, läßt Gumaad nicht locker. »Was soll das – ›In meinem Auto schnallen wir uns an? Das ist Biles Auto, nicht deines. Also kannst du nicht ›mein Auto‹ sagen.« Speicheltröpfchen treffen Malik ins Gesicht, er wischt sie diskret ab. Jeebleh schüttelt amüsiert den Kopf, schaut von Dajaal zu Gumaad. Was soll diese sinnlose Zankerei? Welche Rolle spielt es, wem das Auto gehört, wenn es darum geht, sich anzuschlallen oder nicht? Aber Somalier, das ist ihm bekannt, geben selten zu, daß sie sich geirrt haben. Es ist typisch für sie, Dinge durcheinanderzubringen, eine Metonymie mit einer Synekdoche zu verwechseln. Auseinandersetzungen fangen zwar irgendwie an, finden aber nie ein Ende, einen logischen Abschluß. Somalier befinden sich in Hochform, wenn sie sich über etwas auslassen; wird Blut vergossen, sind sie in ihrem Element.*

*Das Auto wird langsamer. Ein Mann in Sarong und T-Shirt steht in der Mitte der Straße, in der rechten Hand ein Gewehr. Er bedeutet ihnen, anzuhalten.*

*Dajaal fährt an den Straßenrand und stellt wie angewiesen den Motor ab. Sie steigen aus, und der Mann winkt sie zu im Schatten stehenden Bänken hinüber, ein Zeichen, daß sie eventuell eine ganze Weile hierbleiben werden. »Wer hat diese Anweisung erteilt?« fragt Gumaad.*

*Dajaal packt Gumaad am Ellbogen und führt ihn zu den Bänken, während Gumaad lauthals kundtut, daß er DerScheich anrufen und die ganze Sache im Nu geregelt sein werde. »Wir dachten, daß Kontrollpunkte mit bewaffneten Milizionären, die den Warlords ergeben sind, der Vergangenheit angehören«, sagt er zu dem Mann in Sarong und T-Shirt.*

*Dieser schenkt ihm keinerlei Aufmerksamkeit.*

*Wie um sie noch mehr aus der Fassung zu bringen, taucht ein weiterer Mann auf – ein beeindruckend großer Mann, das Gesicht behaart, die Haltung stolz, der Gang gemessen, die Knopfaugen durchdringend, ungewöhnlich distanziert. Er hat den längsten und ungepflegtesten Bart, den Jeebleh je gesehen hat, er erinnert an den eines frommen Sikh. Seine makellose weiße Kleidung, die er trägt wie ein Polizist eine Uniform, besteht aus Tunika und pyjamaähnlicher Hose, oben weit, unten eng geschnitten, die Beine kurz genug, um die rituellen Waschungen durchführen zu können, ohne sie hochrollen zu müssen. Er trägt zwei Handys, ein klingelndes in der*

rechten Hand, ein stummes in der linken. Vielleicht steckt ein drittes in seiner Tunikatasche, die schwer nach unten gezogen wird. »Was macht der denn hier?« flüstert Gumaad Dajaal zu.

»Bei Garweyne weiß man nie«, sagt Dajaal, »aber sag mal, ist er denn nicht mehr im Computergeschäft? Ich dachte, es läuft ganz gut für ihn in letzter Zeit.«

»Unter denen, die zum militärischen Nachrichtendienst der Union berufen wurden, ist er der aufsteigende Stern«, sagt Gumaad.

»Nicht dein Ernst!« sagt Dajaal.

Malik hat das Gespräch mit angehört, ihm fällt auf, daß dieser Mann trotz seiner Größe wie ein Bodybuilder aussieht, kein Gramm Fett.

Wie sich im vergangenen Jahrzehnt die Mode in der Stadt geändert hat, geht es Jeebleh durch den Kopf. Mitte der 90er trugen drei Viertel der Männer Sarongs, weil es kaum Schneider gab. Jetzt scheint Mogadischu modische Inspiration von weither zu beziehen, aus Saudi-Arabien, Afghanistan und Pakistan. Die Vielfalt der Gewänder, die er in der kurzen Zeit seiner Ankunft an beiden Geschlechtern gesehen hat, ist eindrucksvoll.

Vollbart hat es auf Maliks Laptop abgesehen.

»Ist das dein Laptop?« fragt er Malik.

Malik bewegt sich nicht von der Stelle, die Beine gespreizt, den Körper leicht zurückgelehnt, als wäre er kurz davor, eine widerspenstige Tür mit der Schulter einzurennen.

»Ich bin somalischer Journalist, lebe in Amerika, und ich bin hier zu Besuch, weil ich über die bemerkenswerten Ereignisse in diesem Land berichten möchte«, gibt er Vollbart zur Antwort.

»Für wen schreibst du?«

»Ich bin freier Journalist.«

Malik erinnert sich an Geschichten über Journalisten und Autoren, die zu kommunistischen Hochzeiten in die Sowjetunion reisten: Wer zugeknöpfte Antworten gab, erhielt einen offiziellen Verweis und keine Aufenthaltserlaubnis.

Er springt ins kalte Wasser. »Ich hoffe, über den Frieden schreiben zu können, der über einem Land heraufzieht, das dank der Union islamischer Gerichte den Warlords und deren Verbündeten entrissen wurde.«

Vollbart klingt, als würde vor langer, langer Zeit geschluckter Wüstensand seine Sprache beeinträchtigen, ihren Rhythmus ändern, ihren

*Fluß hemmen, wie eine Schlammlawine, die einen Gully verstopft. »Gib den Laptop her«, sagt er.*

*Mißtrauen verdunkelt Maliks Augen, als ihm klar wird, daß die Tür, die er einrennen will, nicht nachgeben wird. Sein Gesichtsausdruck erstarrt, aber er schweigt. Er runzelt die Stirn, ist mehr verwirrt als wütend, fragt sich, warum ihm niemand zu Hilfe kommt, warum sich keiner der anderen für ihn einsetzt.*

*Malik schluckt seinen Ärger hinunter. »Warum?«*

*Vollbart hat das listige Aussehen eines Mannes, der aus dem Stegreif seine eigenen Gesetze macht. Malik begreift, daß er ihn nicht dazu bringen wird, die Entscheidung, ihm seinen Laptop wegzunehmen, rückgängig zu machen. Er kennt Männer wie Vollbart – Brutalos, die sich einen Spaß daraus machen, Journalisten zu tyrannisieren.*

*»Weil ich es sage«, erwidert Vollbart. Seine Hände widmen sich seinem Bart, zwirbeln ihn; er fährt sich mit der Zunge über den Schnurrbart. Wie Malik sich danach sehnt, ihm das Feixen aus dem Gesicht zu schlagen. Alle schweigen. Wie die Situation entschärfen?*

*»Und wenn wir uns weigern?« mischt Gumaad sich ein.*

*Vollbarts Grinsen verwandelt sich in eine Grimasse. »Wir – wer ist wir?« fragt er Gumaad. »Du und wer noch?«*

*Die Nervosität läßt alle zappelig werden. Ein fast unmerkliches Nicken von Gumaad ermutigt Dajaal. »Ich habe immer geglaubt, der Unterschied zwischen deiner Truppe und den Warlords, von denen ihr die Macht übernommen habt, sei euer Gefühl für Respekt. Findest du nicht, daß unsere Gäste Respekt verdienen?«*

*Vollbart versteht es meisterhaft, sich Zeit zu lassen. Bei genauerem Hinsehen bemerkt Jeebleh, daß die Barthaare auf seinen Wangen wie die einer wütenden Katze zucken. »Könnt ihr euch ausweisen?« fragt er Vollbart. »Das wollen die jungen Leute damit sagen.« Er spricht mit der Höflichkeit eines Menschen, der den Kampf um den Laptop – oder den Krieg, ihn im Falle einer Konfiszierung wieder zurückzubekommen – nicht verlieren darf. In seinen Augen ist keine Unterwerfung zu lesen, sondern ein gewisser Widerstand.*

*Aus Vollbarts Stimme ist der Wüstensand verschwunden, als er Jeebleh antwortet. »Ich repräsentiere die Amtsgewalt der Union. Bis jetzt hat uns die*

*Union noch nicht mit Ausweisen ausgestattet. Wir arbeiten als Freiwillige. Ihr müßt mir also in dieser Hinsicht vertrauen. Es ist besser so, für uns alle.«*

*»Was, wenn er sich weigert?« fragt Jeebleh.*

*Vollbart steckt die Hände in die Taschen und zieht die Augenbrauen zusammen, wie jemand, der sich an etwas Unangenehmes erinnert. Auf seinen Befehl treten vier bewaffnete Jugendliche aus einer Kabine rechts von der Gruppe. Die Jugendlichen verteilen sich, als imitierten sie eine Filmszene oder eine Dschihad-Dokumentation, die man ihnen vorgeführt hat. Sie bringen ihre gasbetriebene AK-47 in Anschlag und stehen mit gespreizten Beinen da, schieben den Sicherungshebel auf Vollautomatik: Sie sind schußbereit, falls sie provoziert werden oder Vollbart ihnen den Befehl gibt. Ausgerechnet in diesem Moment teilt ihnen Vollbart seinen Namen mit. »Ich heiße Abu Cumar bin Cafaan«, sagt er, »und habe den Auftrag, sicherzustellen, daß nichts eingeführt wird, was dem islamischen Sittenkodex zuwiderläuft, keine anstößige Software, kein pornographisches Material.«*

*Widerwillig händigt Malik seinen Laptop aus.*

*»Geh mit und gib dein Paßwort ein, damit er Zugang hat«, sagt Gumaad zu Malik.*

*»Nicht nötig«, sagt Vollbart.*

*»Nicht nötig?«*

*»Ihr seid wohl der irrigen Ansicht, bloß weil wir muslimische Namen aus den Tagen des Propheten tragen – möge Allah ihn segnen – und nicht Johnny, Billy oder Teddy heißen, sind wir unfähig, uns ohne Paßwort Zugang zu einem Computer zu verschaffen«, sagt Vollbart. »Wir sind nicht so rückständig, wie ihr vielleicht denkt.«*

*»Gib ihm den Laptop«, sagt Dajaal zu Malik, »und mach dir keine Gedanken darüber, was er damit anstellt. Wir wissen, wie wir mit solchen Typen umgehen müssen.«*

*Malik sitzt fassungslos da, Verzweiflung hat ihn übermannt.*

*»Dajaal und ich – wie kann jemand nur einen satanischen Namen tragen und auch noch stolz darauf sein – kennen uns seit ewigen Zeiten«, sagt Vollbart. »Er weiß, wozu ich fähig bin, dieser Spießgeselle des Teufels.«*

*Als Vollbart sich mit dem Laptop entfernt und die vier zurückläßt, die einander ratlose Blicke zuwerfen, was zu sagen oder zu tun wäre, fällt Jeebleh ein, daß in der islamischen Mythologie Dajaal der Name des*

*Antichristen ist. Er hofft, daß sie sich wegen dieses Vorkommnisses nicht gegenseitig Vorwürfe machen werden. Vollbart scheint es weniger um Verstöße gegen den islamischen Sittenkodex als um die Begleichung alter Rechnungen mit Dajaal zu gehen. Mittlerweile ist Malik dabei, diese neue Erfahrung mit einer Vielzahl früherer Zusammenstöße zu vergleichen, bei denen Machtmißbrauch im Spiel war, von seiner Inhaftierung durch einen afghanischen Warlord, der auf Maliks Begleitung, eine Journalistin, scharf war, bis zur Beschlagnahmung seines Autos samt Bargeld und diverser Wertsachen durch einen kongolesischen Bandenführer.*

*»Sollen wir warten?« fragt Jeebleh.*

*»Ich habe keine Ahnung, wie lange es dauern wird«, sagt Vollbart. »Ich schlage vor, ihr geht und schaut euch die Stadt an, eßt zu Mittag, duscht.« Dann lächelt er süffisant in Dajaals Richtung. »Schick dann später deinen Fahrer und seinen Handlanger vorbei, damit sie euren Laptop abholen«, sagt er zu Jeebleh.*

*Und wieder weiß niemand etwas darauf zu sagen.*

*Als er wegfährt, fällt Dajaal Vollbarts Spitzname aus Kindertagen ein:*

*»Vater aller Lügen, Onkel des Betrugs.« Er fährt schnell, als wollte er auf eine verblässende Vergangenheit zubrausen, um den anderen zu zeigen, was er schon immer gewußt hat. Er sagt lediglich: »Vollbart hat mehr Pseudonyme als sonst jemand, den ich kenne.«*

*Dajaal ist Soldat; er geizt mit Worten und neigt nicht zu Gefühlsausbrüchen. Er ist vorsichtig, darauf bedacht, daß sein Handeln weder Malik noch Jeebleh schadet. Er und Vollbart kennen sich schon lange. Er kennt das wahre Gesicht von Vollbart und seiner Familie: ein selbstzerstörerischer Haufen, je weniger Worte man über sie verliert, desto besser für alle Beteiligten. Er ist erleichtert, daß Malik und Jeebleh ihn nicht um mehr Information bedrängen.*

*Die beiden sitzen gemeinsam auf der Rückbank, aber Malik ignoriert Jeeblehs Fürsorge. Wie unterschiedlich sich Menschen benehmen, denkt Jeebleh, wenn ihr Stolz verletzt worden ist. Manche schmollen und ziehen sich zurück, während andere nervös werden, die Fassung verlieren. Wenn einen kleine Sorgen unvorsichtig werden lassen, sinniert Jeebleh, führen große Sorgen vielleicht dazu, daß es einem die Sprache verschlägt. Malik hat sich in seinen Unmut richtiggehend hineingesteigert. Er tut nicht einmal so,*

*als würde er Gumaad zuhören, der, durch das Schweigen der anderen ermutigt, so aufgeregt vor sich hinplappert, daß keiner seinen Sätzen folgen kann. Glücklicherweise hat Malik nichts gesagt, was ihm später leid tun könnte.*

*Da keine Unterhaltung mit Malik zustande kommt, blickt Jeebleh aus dem Fenster, angewidert von der Trostlosigkeit, die der Bürgerkrieg der Stadt beschert hat – jeder, der Mogadischu noch als »Perle des Indischen Ozeans« gekannt hat, muß so empfinden. Die Innenstadt, wo er in jedem der fünf Kinos italienische Filme im Original und andere ausländische Filme gesehen hat, ist völlig verunstaltet, die historischen Viertel sind zerstört. Kein Schmerz ist größer, als jener, den man nicht zur Gänze beschreiben kann, denkt er.*

*Währenddessen rollt vor Maliks geistigem Auge eine Szene aus David Leans Lawrence von Arabien ab, den er kürzlich gesehen hat; unvergeßlich der verängstigte Gesichtsausdruck Peter O'Tooles, als dieser den Verhörraum verläßt, in dem er von seinen Folterern gequält wurde. Von da an ist Lawrence ein anderer Mensch. Malik ermahnt sich, zum Wohl seines Berufs persönliche Wutgefühle zurückzuhalten. Er muß sich darauf konzentrieren, so schnell wie möglich alles Somalische in sich aufzusaugen, damit er anfangen kann, kenntnisreich und ohne Vorurteile über das Land zu schreiben.*

*In eine Ecke des Autos gepreßt, so weit von Jeebleh entfernt, wie es ihm auf diesem engen Raum möglich ist, schaut Malik an Jeebleh vorbei auf die verwüsteten Straßen. Wenn er ein Land besucht, das sich mitten im Bürgerkrieg befindet, schnürt ihm stets eine irre Wut den Hals zu; diesmal aber ist es unerträglich, weil es das Land seines Vaters ist – ein Land, von dem dieser Vater mit wenig Zuneigung sprach.*

*Maliks Eltern waren Kinder des British Empire, Sprößlinge dessen, was Lawrence von Arabien vorgeschwebt hatte. Sein Großvater väterlicherseits, ein Somalier, arbeitete als Dolmetscher und Buchhalter mit seinem Großvater mütterlicherseits zusammen, einem Chinesen aus Malaysia, der in Aden seinen Dienst ableistete. Ihre Kinder gingen gemeinsam zur Schule, verliebten sich ineinander und heirateten. Malik vermutet, daß in Somalia ein Imperium anderer Stoßrichtung am Werk ist. Die muslimische Welt steht, soweit er es überblickt, an einem Scheideweg, an dem sich mehrere konkurrierende Strömungen treffen. Einer der Wege gehört einer florierenden*

*umma, einer Gemeinschaft der Gläubigen, gestaltet nach den Vorstellungen der Islamisten, die sich selbst als Todfeinde sowohl der gemäßigten und der säkularen Muslime als auch aller Menschen anderer Glaubensrichtungen sehen. Malik ist der Meinung, daß die radikalen Fundamentalisten einen Zusammenstoß mit Äthiopien provozieren wollen, in der Hoffnung, die muslimische Welt zum Krieg gegen das christlich geführte Land aufzustacheln, obwohl Äthiopien, militärisch stärker und Verbündeter der Vereinigten Staaten, sehr wahrscheinlich in der Konfrontation die Oberhand behalten würde. Anderswo in Südostasien messen Indien und Pakistan, zwei Staaten mit Kernwaffenpotential, ihre Kräfte. Nachdem Afghanistan zur Bühne und Tschetschenien zur Geisel der Umbrüche geworden sind, prallen die politischen und territorialen Interessen mehrerer Länder heftig aufeinander. Und natürlich ist da der endlose Konflikt zwischen Arabern und Israelis, der einen Großteil der muslimischen Welt zum Gegner des jüdischen Staates und der Vereinigten Staaten macht. Weltreiche werden nicht mehr mit der Muskete gewonnen, wie das der alte Imperialist Rudyard Kipling von Großbritannien behauptete. Ein Weltreich wird von jenen gewonnen, die die nötigen Mittel haben, um es dauerhaft zu unterwerfen. Malik bezweifelt sehr, daß die Al-Schabaab einen Krieg gewinnen – oder, im unerwarteten Fall eines Sieges, an den eroberten Gebieten festhalten könnte.*

*Mittlerweile hat sich Maliks Niedergeschlagenheit im Fahrzeug ausgebreitet wie eine ansteckende Krankheit, gegen die niemand ein Heilmittel hat. Dajaal fährt weiter wie ferngesteuert. Gumaad versucht, mit einem der »Oberen« in der Unionshierarchie Kontakt aufzunehmen, der sich bei Vollbart für sie einsetzen soll, er wirkt besorgt. Die Leitung ist entweder belegt (was er allen voller Optimismus kundtut) oder es klingelt und klingelt und keiner nimmt ab (er spart sich die Mühe, ihnen das mitzuteilen).*

*Jeebleh fällt auf, daß auf den Straßen keine jener bewaffneten und drogenumnebelten Jugendlichen oder Clanmilizionäre unterwegs sind, die früher das Leben jener bedrohten, die sich ihren Anordnungen verweigerten. Seit seinem Besuch vor zehn Jahren haben sich die meisten Jugendlichen Bärte wachsen lassen und diese weißen Gewänder angelegt, bis auf den einen oder anderen, der einen Kampfanzug oder eine aus Versatzstücken improvisierte Uniform trägt. Am allgemeinen Verfall hat sich jedoch nichts geändert – eingestürzte Häuser, denen ganze Stockwerke fehlen, was sie wie Legobauten aussehen läßt.*

*Es ist die große Tragödie von Bürgerkriegen, Hungersnöten und anderen Katastrophen in den ärmeren Regionen der Welt, denkt Jeebleh, daß die Trümmer selten das unter ihnen verborgene Leid preisgeben. Es sind keine Technologien zur Spurensicherung vorhanden, die Toten werden selten identifiziert. Oftmals weiß niemand, wie viele Menschen durch eine Schlammlawine oder einen Tsunami umgekommen sind. Niemand erfährt die letzten Worte, die über ihre Lippen kamen, oder was ihren Tod letztendlich verursacht hat: ein herunterstürzender Deckenbalken, Herzversagen, das scharfe Geschosß einer zersplitterten Fensterscheibe? Oder die schiere Erschöpfung, tagein, tagaus unter grauenvollen Umständen leben zu müssen?*

*Bedingt durch die neuen Ruinen, die während der letzten Auseinandersetzung zwischen den Warlords und der Union vor drei Monaten entstanden sind, hat Jeebleh keine Ahnung, wo sie sind und wo sich die Wohnung befindet. In einer Stadt, die unter den Grausamkeiten eines Bürgerkrieges gelitten hat, verliert man die Orientierung; selbst unter idealen Umständen benötigt man die Hilfe jener, die weiterhin dort ausharren. In der Hoffnung, Malik mit dem Grundriß der Stadt vertraut zu machen, fragt er: »Wo lebt denn Cambara zur Zeit, von der Wohnung aus gesehen?«*

*»Die grüne Linie, die früher die Grenze zwischen den Gebieten der beiden Warlords markierte, ist verschwunden«, erklärt Dajaal. »Aber mittlerweile sind noch mehr Straßen unbefahrbar.«*

*»Wie bewegen sich denn die Leute fort, die kein Auto haben?« fragt Malik Gumaad. »Was taugen die öffentlichen Verkehrsmittel im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern?«*

*»Ich habe Somalia noch nie verlassen.«*

*»Wie bewegst du dich denn fort?«*

*»Es gibt Minibusse, die zehn bis fünfzehn Sitzplätze haben. Man hält sie an, springt rein und zahlt den Fahrpreis.«*

*»Kann man sie ohne Bedenken nutzen?«*

*»Ich bin in einem zum Flughafen gefahren«, sagt Gumaad. »Minibus, fünfzehn Sitze. Ich bin in der Nähe meiner Wohnung in Yaqshid eingestiegen, dann hab ich den nächsten von der Makkah-Mukarramah Road zum Flughafen genommen. Auf den mußte ich lange warten, weil der Fahrer an einer strategisch günstigen Stelle gewartet hat, bis genügend Passagiere*

versammelt waren, damit sich die Fahrt lohnte. Im großen und ganzen herrscht der von der Union verhängte Frieden. Und die Busse sind sicher.«

»Damit der aufgezwungene Frieden hält, braucht es eine Regierung, die die Stadt und ihre eineinhalb Millionen Einwohner mit sozialen Einrichtungen versorgt, Schulen, Krankenhäusern und so weiter«, sagt Dajaal. »Ich bezweifle, daß die Union die Erfahrung, die Bereitschaft und die nötigen Mittel besitzt, uns damit zu versorgen.«

»Mit der Zeit wird sich die Union schon darum kümmern«, sagt Gumaad.

»Bei den ewigen internen Machtkämpfen, der Rivalität zwischen den Clans und der Korruption unter den Top-Kadern ist die Union nicht in der Position, den Frieden zu sichern«, sagt Dajaal.

Gumaad erläutert, daß böses Blut zwischen den verschiedenen Parteien im Land der Grund für die Unruhen und viele Tote sei. Dajaals und Vollbarts Feindschaft reiche beispielsweise in die Zeit zurück, als die zwei Familien Nachbarn und die beiden jung gewesen wären. »Ihr Haß hat seinen Ursprung im Neid«, behauptet er und geht dann ins Detail. »Dajaal erwies sich als der erfolgreichere der beiden, in jeder Hinsicht, wohingegen Vollbarts Unternehmungen für gewöhnlich in einer Katastrophe endeten. Dajaal stieg in der Armee in den Rang eines Majors auf. Er war glücklich verheiratet und mit einem Jungen und einem Mädchen gesegnet, die beide wiederum Kinder bekamen. Vollbart war fünfmal verheiratet, bekam keine Kinder, und bis vor kurzem ging es ihm finanziell nicht gut.«

»Und trotzdem spielt er sich derart auf«, sagt Jeebleh.

»Ein selbstbewußter Mann hat es nicht nötig, sich aufzuspielen«, sagt Dajaal.

»Es ist wohlbekannt«, fährt Gumaad fort, »daß Vollbart in letzter Zeit Bile aufs Korn genommen hat, ihn beschuldigt, mit Cambara in Sünde zu leben, für manche ein Verbrechen, das mit öffentlicher Steinigung bestraft werden sollte.«

Cambara hatte, als sie und Jeebleh in der vergangenen Woche telefonierten, auf einen Fundamentalisten angespielt, der ihr Zusammenleben mit Bile besessen beobachte, aber sie hatte keinen Namen genannt. Jeebleh begreift, daß er auf das Gerede der Somalier in der Diaspora hereingefallen ist, die glauben wollen, dank der Union habe ihr Land die Kurve gekriegt. Es war töricht gewesen, ihnen Vertrauen zu schenken. Er ruft sich in Erinnerung, daß die unehrlichsten Worte, die über

*die Lippen eines Politikers kommen, jene sind, mit denen er sein Gottvertrauen beteuert.*

*Dajaal drosselt das Tempo und biegt nach links auf einen Parkplatz ein, an den sich Jeebleh von früher erinnert. Dajaal und Gumaad helfen, die Taschen die Treppe hinauf- und in die Wohnung zu tragen.*

*Das Chaos in der Wohnung hat einen ganz eigenen Charme, als hätte jemand wohlüberlegt überall Bücher verstreut, damit sie wie die zu Boden gefallenen Blätter einer Geranie wirken. Bücher überall, in einer Vielzahl von Sprachen, über alle möglichen Themen, an der Wohnungstür, ordentlich gestapelt in der Küche, die Rücken gut sichtbar, kreuz und quer in einem Metallregal, am Fuß des Eßtisches und auf einem niedrigen Tischchen in der Toilette. Säuberlich abgestaubt bilden die Bücher ein großartiges Willkommenskomitee für einen Professor für italienische Literatur und seinen Journalistenschwiegersohn. Ein Fernsehgerät ist auch vorhanden, dem Kabelgewirr nach zu urteilen, können sogar Kabelkanäle empfangen werden.*

*Blumen stehen in den Vasen, und die Vorhänge sind neu, die Zimmer wurden gelüftet, die Betten aufgedeckt – Details, die auf die Hand einer Frau schließen lassen. In den Schlafzimmern befinden sich Handtücher, allerlei Seifen, Fliegenklatschen und Moskitonetze mitsamt Begrüßungsbriefen von Cambara und Bile, in denen es unter anderem heißt: »Wir wünschten, Ihr würdet bei uns wohnen, und vielleicht werdet Ihr das auch – später. Je nachdem.«*

*»Wahnsinn, so viele Bücher«, sagt Gumaad, der aussieht, als hätte er noch nie eines von vorn bis hinten durchgelesen, und sich über die Gäste belustigt, die sich wie Kinder in einem Spielzeugladen über die Bücher freuen. Sein Blick schweift von Jeebleh zu Malik, dann durch die Zimmer, und er fügt hinzu: »So eine Wohnung habe ich noch nie gesehen.«*

*Dajaal besteht darauf, ihnen wie ein Hotelpage alles zu erklären. Hier ist die Seife, hier sind die Handtücher. Zur Sicherheitsanlage gehört auch eine türgroße Metallplatte: Wenn man in der Wohnung ist, schiebt man sie von innen vor, und wenn man die Wohnung verläßt, werden Sperrstangen vor Fenster und Tür gelegt. Dajaal zeigt ihnen, wie man die Vorrichtungen handhabt, erklärt ihnen, welche Metallstange in welches Loch gehört. Er erläutert, wie man im Fall einer Gefahrensituation die Schlösser schnell verschließt. »Die Wohnung zu verriegeln ist sehr wichtig. Ihr müßt jederzeit*

*auf der Hut sein. Mogadischu ist eine gefährliche Stadt, aber ihr könnt dafür sorgen, daß sie für euch ein bißchen sicherer ist. Denkt bitte immer daran.«*

*In letzter Zeit hat niemand hier gewohnt. Bile ist zu Cambara gezogen. Raasta, Biles Nichte – eine Anhängerin des Friedens, die zu sagen pflegt, daß »während eines Bürgerkriegs aufgrund sich laufend verändernder Mißstände ständig gekämpft wird« –, und Makka mit dem schlichten Gemüt – »die weinend lächelte und lachend weinte« – sind erwachsen und leben in Dublin. Unter den wachsamen Augen von Biles und Jeeblehs Freund Seamus besuchen sie die Universität beziehungsweise die Sonderschule. Seamus verbringt den Großteil seiner Zeit in Irland, um in der Nähe seiner bettlägerigen Mutter zu sein. Jeebleh hofft, daß er sie alle demnächst sehen wird, nachdem er Malik bei der Eingewöhnung hier geholfen hat und sie Taxliil gefunden haben.*

*Dajaal führt Malik und Jeebleh in die Küche. Er öffnet den Kühlschrank und zeigt ihnen die Speisekammer, in der sich die Konservendosen befinden. Dann erklärt er ihnen die Handys, in denen somalische SIM-Karten stecken, weil die amerikanischen hier nicht funktionieren. Jedes Handy verfügt über ein kleines Telefonguthaben, und damit Jeebleh und Malik ihn jederzeit erreichen können, speichert er in jedem seine Nummer. Dann sorgt er dafür, daß auch Biles und Cambaras Daten eingespeichert sind. Zufrieden reicht er jedem von ihnen ein einsatzbereites Telefon.*

*Sie beenden ihre Runde in einem Zimmer mit Meerblick – Seamus hatte darin den Großteil seiner Zeit in Somalia verbracht, und später wohnte Bile darin. Jeebleh bietet es Malik an. Aus Respekt vor seinem Schwiegervater, der ohnehin nur wenige Tage in Mogadischu bleiben wird, lehnt Malik ab, aber Jeebleh will davon nichts hören. »Ich möchte, daß du das Beste bekommst, was die Stadt zu bieten hat, mein lieber Malik«, sagt er, und sie umarmen sich und legen die Wangen aneinander.*

*Dann gehen sie in Biles ehemaliges Zimmer, in dem Jeebleh wohnen wird. Malik sieht entspannter aus, vielleicht weil ihm klar geworden ist, daß er lediglich in eine rund hundert Jahre alte Auseinandersetzung zwischen Dajaals und Vollbarts Familien geraten und in einen Gegenschlag gelaufen ist. Und da niemand etwas gesagt hat, was eine Feuersbrunst hätte auslösen können, gibt es auch keine Flammen, die gelöscht werden müssen. Am*